

***Joseph
Delmont***

DIE STADT UNTER DEM MEERE

Joseph Delmont

DIE
STADT
UNTER
DEM
MEERE

Eis oionos aristos amynesthai peri patres.
(Ein Wahrzeichen nur gibt es: das Vaterland zu erretten!)
Homer, ILIAS XII. 243

Lichter blitzten überall auf. Laternen geisterten im Dunkel. Schreie hier und dort vermischten sich mit dem Rauschen der Brandung. Weit draußen auf der See irrlichterten Fackeln und Laternen in Booten, und am Horizont funkelten zitternde Lichter durch die Bullaugen eines Ozeanriesen, der westwärts zog.

»Emilia!« »Emiiliaa!«

Der Ruf erschallte aus allen Richtungen. Tiefe Männerbässe und schrille Frauenorgane trugen den Namen.

»Emilia!!« Hell und laut erscholl eine Männerstimme. Der Ton war stark und doch in Angst gehüllt.

Ein kräftiger, hoch gewachsener junger Mann von etwa 25 bis 27 Jahren schwang zwei Fackeln in den Händen. Er stieß den Ruf mit voller Lunge ins Dunkel der Nacht.

Auf dem Inselchen zwischen Spotorno und Bergeggi flammte der Scheinwerfer auf. Milchig huschte der Lichtstrahl über die schwarzen Wellen.

Von Noli kamen die Fischerboote herüber. Die Aufregung wuchs.

»Die fünfte ist es. Die fünfte hat man gemordet!«

Alle schrien durcheinander.

Die Mutter Emilias warf sich kreischend auf den Felsen und schlug heftig mit dem Kopf auf den Stein: »Mia carissima Emilia! Mia carissima Emilia! Mia povera ragazza!«

Der Strahl des Scheinwerfers rastete auf dem erhöhten Felsplateau. Fahl sahen die braunen Gesichter aus. Mit weit geöffneten Augen blickten alle ins dunkle Meer hinab.

Fischer mit Fackeln kletterten die Felsen herauf.

Die Mutter springt auf, stürzt den Männern entgegen. Bittend, mit gefalteten Händen, steht sie vor ihnen. Ihre Lippen zittern.

Die Männer senken die Köpfe, zucken die Achseln. Einer bekreuzigt sich, die anderen folgen seinem Beispiel.

»Die fünfte ist's! Fünf sind in kurzer Zeit verschwunden!« Einer stößt es scharf hervor. Andere fallen mit Entsetzen in den Ruf ein.

»Fünf! Fünf unserer besten und schönsten Mädchen!«

Ein großer bartloser Fischer reißt seine Tochter herum. Mit Grauen im Blick und halb offenem Munde hört sie zu und bekreuzigt sich unbewußt, ununterbrochen. »Nach Hause mit dir. Ins Bett und den Riegel verschieben. Morgen lasse ich das Fenster deiner Kammer vergittern!« Er stößt das Mädchen vor sich her und verschwindet mit ihr im Dunkel. Das Lichtfünkchen in der Laterne tanzt wie wahnsinnig in der Hand des furchtsamen Vaters.

»Mia povera ragazza! Mia Emilia!« Schrill klingt die Stimme der Mutter. Schauerlich hallt das Echo von den Felsen zurück.

Der junge Mann mit den zwei Fackeln tritt auf die Schreiende zu und versucht, sie zu beruhigen. Sie stößt ihn zurück, läuft zum Felsrand, will sich hinabstürzen. Die Fischer packen die Rasende und halten sie fest.

Das langgezogene Heulen einer Sirene durchschneidet das Dunkel der Nacht. Alle wenden den Kopf dem Meere zu.

Lichter und Scheinwerfer schaukeln auf dem Wasser.

Das Zoll- und Polizeiboot von Savona durchschneidet in rascher Fahrt die schwarzen Wellen. Von der kleinen Insel hat man herübergefunkt und das Verschwinden Emilia Rossis gemeldet.

Alles klettert zum Strand hinab.

Der junge Mann hält die Mutter Rossi umschlungen. Sie schluchzt: »Francesco, warum bist du heute abend so lange weggeblieben? Warum? Emilia hatte keine Ruhe und wollte dich am Felsen erwarten!«

»Ich habe meine Fische nach dem großen Hotel in Spotorno gebracht und habe auf dem Rückweg schlechten

Wind gehabt.« Er holte tief Atem. »Oh, meine Emilia, meine Emilia.«

Das ganze Land war in Aufregung.

Innerhalb dreier Monate waren vier Mädchen und eine junge Kriegerwitwe aus der Gegend plötzlich und spurlos verschwunden.

Eine aus einem kleinen Dorf bei Cimola, zwei aus der Nähe von Bergeggi, eine aus Pia und heute Emilia Rossi.

Alles ganz arme Mädchen. Auch die Kriegerwitwe war als sehr arm bekannt.

Anfangs beschäftigten sich nur die Lokalbehörden mit dem Verschwinden der ersten Zwei. Später nahm die Polizei von Savona die Sache in die Hand und jetzt wurde bereits Rom alarmiert.

Alle möglichen Vermutungen wurden laut. Man sprach von einem geheimnisvollen Mörder à la »Jack the ripper«. Einzelne wollten ein Ungeheuer aus dem Meere haben kommen sehen, das mit 30 bis 50 Meter langen Fangarmen wie ein Oktopus seine Opfer ins Meer gezogen.

Diesen Aussagen wurde von den Behörden keine Beachtung geschenkt, alle Hypothesen dieser Art kamen nicht in Frage. War doch das Mädchen aus Cimola gar nicht in die Nähe des Meeres gekommen. Cimola lag weit über fünf Wegstunden vom Meere entfernt.

Seit Wochen waren Streifen zu Wasser und zu Lande unterwegs. Nichts, auch nicht die geringste Spur von Räubern ward entdeckt.

Selbstmorde der Verschwundenen kamen nicht in Betracht. Alle fünf waren als lebenslustig bekannt.

Die Regierung in Rom sandte gepfefferte Noten an die Polizeichefs von Genua und Savona.

In allen Orten entlang der ligurischen Küste, von Genua bis Ospedaletti westwärts und bis Livorno südöstlich, wurden Spezialwachen und Streifen eingerichtet. Hohe Preise wurden für die Ergreifung der Täter ausgesetzt.

Die ersten vier Opfer waren an ein und demselben Tage verschwunden. Zunächst wußte man nur von den zweien aus Bergeggi; erst nach einigen Tagen stellte es sich heraus, daß auch die beiden anderen am gleichen Tage verschwunden waren.

Die Zeitungen und Plakatsäulen in den Städten, die Aushängetafeln auf dem Lande brachten Bilder mit genauen Beschreibungen; die Lichtbildtheater stellten sich in den Dienst der Sache. Alles blieb vergebens.

Wohl liefen hier und da Anzeigen ein, daß man die Vermißten gesehen, aber in allen Fällen erwiesen sie sich als falsch.

Nach dem Verschwinden Emilias wurden Torpedoboote von Spezia und Genua in die Zone beordert. Ebenso wurde Militär zur Verstärkung der Gendarmerie abkommandiert.

Zu Wasser wurden Tag und Nacht Streifen veranstaltet.

Scheinwerfer spielten ununterbrochen an den Felsen und auf den Wellen.

Berittene Karabinieri und Bersaglieri suchten die ganze Gegend ab.

Viel lichtscheues Gesindel wurde festgenommen und mußte wieder freigelassen werden. Alle Verbrecher verschwanden aus der Gegend.

Die Pascher, die es jetzt unmöglich fanden, auf dem Wasserwege von und nach Frankreich ihre lohnende Schmugglertätigkeit auszuüben, fluchten.

Alles war und blieb vergebens.

Von den Verschwundenen wurde weder eine Spur noch ein Lebenszeichen erlangt.

Auch ihre Leichen konnten nicht gefunden werden.

»Hände hoch! Wer einen Schritt tut oder Miene macht, die Hände zu bewegen, den knalle ich nieder wie einen tollen Hund.«

Die Matrosen blieben in der Mitte des Felsendomes mit erhobenen Händen stehen.

Kapitän Mader stand mit schußbereiter Parabellumpistole an einem großen Steintisch. Hinter ihm und an beiden Seiten waren einige Marineoffiziere, Unteroffiziere und Mannschaften aufgestellt. »Schröder! Sind Sie des Teufels?! Haben Sie Ihren Schwur vergessen? Hindert Sie irgend jemand, in die Welt zurückzukehren?! Treten Sie vor! Nehmen Sie die Hände herab!«

Ludwig Schröder tritt vor. In seinem Gesicht kämpfen Trotz und Verlegenheit. Er blickt scheu auf den Offizier und senkt gleich darauf die Augen.

»Ich dachte, Herr Kapitän, weil doch die vier anderen Mädchen ...!«

»Haben Sie nicht gedacht, was Sie anrichten, Schröder? Ist nicht schon genug Geschrei wegen der anderen Vier? Sind wir denn Menschenräuber?!«

Schröder bewegt nervös die Finger an seinen Hosenbeinen hin und her.

»Doktor! Bitte sehen Sie zu, ob das Mädchen schon bei Bewußtsein ist.«

Doktor Katzberg begab sich eiligst nach rückwärts in den Dom. Kapitän Mader gab das Kommando zum Wegtreten.

Langsam ließen die Leute die Arme sinken und verteilten sich in dem Raum.

Mader winkte Schröder zu sich und ging mit ihm nach der Seite hin ab.

Der Raum, in dem sich die vorher geschilderte Szene abspielte, war ein mächtiger, hoher Felsdom. Durch einige Bogenlampen erleuchtet.

Die Wände glitzerten von Katzensgold und Glimmerschiefer. Vieltausendjähriges Porphyrgestein bildete die Felswände. Mächtige Tropfsteingebilde, Stalaktiten und Stalagmiten, Jahrtausende alt, standen am Boden oder hingen von der Decke herab.

Im August 1916 kreuzte Kapitänleutnant Mader mit seinem U-Boot im Mittelländischen Meere.

U.10 war kein Kampfboot, sondern eine schwimmende Werkstätte. U.10 hatte Schienenvorrichtungen an Steuer- und Backbord für invalide U-Boote, die an seiner Seite festgemacht werden konnten, um an ihnen entweder die Reparatur an Ort und Stelle vorzunehmen, oder mit dem kranken Kameraden an gesicherter Stelle zu landen. Auch mußten U-Boote geschleppt werden.

Am 9. August, morgens gegen fünf Uhr, bei unsichtigem, düsigem Wetter schlüpfte U.10 unter dem Minenkrantz des Golfs von Genua durch, wo an der riffigen Küste zwischen Spotorno und Bergeggi, in der Tiefe von zehn Metern ein flacher Felsen lag, an dem vor einiger Zeit durch die zwei geschicktesten Taucher der U-Bootflottille, Schröder und Maxstadt, eine Verankerungsvorrichtung für U-Boote nach monatelanger schwerer Arbeit fertiggestellt worden war. Die Boote wurden dort festgemacht und repariert, soweit dies unter den gegebenen Umständen möglich war.

Als das Boot die kleine Insel unweit Spotorno passierte, konnte man durch die neue, sinnreiche Wasserradio-Vorrichtung die Kommandos der ablösenden Wachen auf der Insel ganz deutlich vernehmen.

Kapitänleutnant Mader stand am Steuer und sichtete mit dem Unterwasserperiskop, dem ein Scheinwerfer den Weg auf fünfzig Meter vorleuchtete.

Der Ankerfelsen kam in Sicht und sachte legte sich U.10 auf dem glatten Felsen fest.

Die Maschine stoppte. Die Mannschaften machten sich an ihr Frühstück und verteilten sich rings auf ihren Plätzen.

Kapitänleutnant Mader stellte Periskop und Steuer fest, gab dem jungen Leutnant Gerber einige Befehle, als er plötzlich stockte und taumelte. Auch einige Matrosen rollten

nach achtern aus. Mader sprang zum Steuerapparat. Im gleichen Augenblick legte sich U.10 ganz backbord und ging kielhoch, so daß alle losen Gegenstände herumkollerten, dann trieb das Boot ab. Es hatte sich von seiner Verankerung losgerissen.

Plötzlich wurde das Boot hin und her geschleudert. Wer sich nicht festzuhalten vermochte, schlug der Länge nach hin.

Alle glaubten, eine Mine wäre an das U-Boot herangetrieben und explodiert.

Mader hielt sich am Steuerapparat fest. Das Unterseeperiskop gab keine Auskunft. Der Scheinwerfer warf trotz Umschaltens kein Licht. »Kurzschluß oder kaputt«, schrie der den Apparat bedienende Maschinist.

Plötzlich beruhigte sich das Boot wieder. Die Magnetnadel drehte sich im Kreise.

Mader blickte auf seine Uhr. Sie stand still. Der Zeitmesser rückwärts über dem Pumpgehäuse ging auch nicht mehr.

Leutnant Gerber zog seine Uhr – sie war ebenfalls stehengeblieben.

»Auch meine Uhr geht nicht«, schrie Obermaschinenmaat Möller.

»Seebeben«, sagte kurz Kapitänleutnant Mader und gab Befehl, die Maschinen anzulassen.

Der Tiefenmesser zeigte 18 Meter.

Das Boot trieb an, schwankte aber immer noch ein wenig.

Die Magnetnadel im Kompaß begann sich wieder wie rasend im Kreise zu drehen.

An ein Dirigieren des Bootes war nicht zu denken. Mader befürchtete, daß das Schiff gegen die Riffe getrieben werde und dort starke Havarie erleiden könne.

Die Magnetnadel stand abermals still.

Die Mannschaften blickten ängstlich aus allen Ecken auf ihren Kommandanten.

Mader, sich seiner Verantwortung voll bewußt, beschloß, nach oben zu gehen.

Plötzlich spürte man, wie das Boot steuerbord an dem Felsen entlangstrich. Es gab ein klirrendes Geräusch, das bald wieder verstummte.

Mader gab Befehl, die Wasserventile zu öffnen.

Langsam hob sich das Boot.

Aufmerksam beobachtete der Kapitänleutnant den Periskopspiegel.

Alles schwarz. Sollte das Rohr oben abgebrochen sein?

Es mußte doch längst über dem Wasser sein.

Die Tiefenmesser zeigten nur mehr zwei Meter Tiefe an.

Langsam hob sich das Boot weiter.

Nach kurzem Schwanken lag es still.

Der Periskopspiegel blieb schwarz.

Jetzt hieß es, achtgeben. Ist das Wetter noch unsichtig, dann sind Möglichkeiten vorhanden, unbeobachtet vom Feinde, über Wasser zu bleiben. Hätte die Insel- oder Landwache das Boot entdeckt, so würde man schon zu feuern begonnen haben.

Auch das Radio-Horchperiskop gibt nur ein plätscherndes leises Wellengeräusch wieder.

Als nach weiteren fünf Minuten alles ruhig bleibt, gibt Mader den Befehl, die Einsteigluka zu öffnen.

Die dazu kommandierten Matrosen klettern in den Tubus.

Leise und langsam öffnet sich der Deckel des Turmes.

Der eine Matrose kreischt auf: »Die Welt ist untergegangen. Alles ist schwarz und eiskalt!«

Mader befiehlt ihm, nicht so zu schreien und herabzusteigen.

Schreckensbleich kommen die beiden Leute die Steigleiter herunter.

Mader klettert selbst nach oben, er fühlt den Rand des Turmes, doch sehen kann er nichts! Es ist stockdunkel.

»Möller, schalten Sie die Decklichter ein!«

Nichts brennt.

Möller wechselt die Sicherungen. Das Decklicht brennt, doch durchdringt es nicht die Finsternis.

»Den kleinen Handscheinwerfer herauf!«

Die Steckdose knackt, als Möller die Stifte hineinschiebt. Neben Mader steht ein Matrose mit dem kleinen Handscheinwerfer und schraubt die Kohlen auseinander. Der Lichtkegel fällt über den schwarzen Wasserspiegel und beleuchtet weit hinten feuchte, glitzernde Felswände.

Mader dirigiert den Lichtkegel nach oben.

Auch dort, vielleicht in vierzig Meter Höhe funkelt eine große Felsenkuppe.

Jetzt wußte Mader Bescheid.

Sie waren durch einen Unterwasserkanal in eine Riesenfelsenhöhle getrieben.

Mader gab Befehl, den großen Scheinwerfer spielen zu lassen.

Der grelle große Lichtkegel zeigte die Riesenausdehnungen des Höhlensees. Weit über fünfhundert Meter zog er sich der Länge nach hin, während die Breite mindestens dreihundert Meter maß. Die Tieflotung ergab fünfzig Meter und darüber.

Die ganze Mannschaft stand an Deck und starrte offenen Mundes dieses unterirdische Wunder an.

Mader kommandierte jetzt, daß das Boot in Betrieb gesetzt werde.

Langsam wurde die Rundfahrt begonnen. Überall waren Nebenhöhlen; auch ein Platz wurde gefunden, wo man an »Land« gehen konnte. Stets blieb dieselbe Tiefe.

Mader, gefolgt von zwei Leuten mit Strichen, Werkzeugen und Taschenlampen, sprang auf ein Felsplateau.

Hier war, nur durch geringe Unebenheiten unterbrochen, eine Fläche von dreißig bis fünfunddreißig Meter Breite. Seitlich davon drang Mader mit seinen Leuten in einen riesigen Dom ein. Mächtige Tropfsteingebilde hingen von der Decke herab oder standen am Boden. Schneeweiß.

Stalaktiten- und Stalagmitengebilde bizarrster Form.

Säulen, hunderttausende von Jahren alt. Alabasterweiß.

Tropfen, in unregelmäßigen Intervallen durch mehr als hunderttausend Jahre herniederfallend, brachten diese Säulen von zwei bis drei Meter Umfang zustande.

Kleine Stalagmiten kauerten wie Gnome und tückische Zwerge am Boden.

Dort sprang eine weiße Hexe mit krummer Hakennase und fliegenden Haarsträhnen aus der Mauer. Nur der Besen fehlte.

Ein wunderbares, vorhangartiges Gebilde mit Spitzen am Rande, wie von einem großen Künstler erzeugt, hing hier an der Felsenmauer.

Jetzt sah man ein Meer von kurzen Stalagmiten – wie ein Kinderkirchhof.

Weiß. Wie mit Schnee überzuckert.

Dort lagert eine Riesensäule, die umgekippt, gestürzt, einen Durchgang bildet.

Sie ruht auf zwei mächtigen Stalagmitenstümpfen und neue Gebilde haben sich an der gebrochenen Größe geformt, die den wunderbarsten italienischen Alabasterarbeiten gleichen.

Und jetzt, o Wunder!

Ein klarer, zwei Meter breiter Bach stürzt über eine Silberwand in einen kleinen See hinab.

Blinde Molche, rosig gefärbt, schwimmen träge in dem eisig kalten Wasser.

Warm, fast zu warm, ist es in dieser Höhle, die zweihundert Meter tief unter dem Monte Alto liegt.

Mader richtet seinen Weg nach der Bussole und findet sich damit zurecht.

Als Mader auf U.10 zurückgekehrt ist, sind die Reparaturen beendet.

Manches konnte nur notdürftig geflickt werden.

Die Mannschaften harren am Plateau und betrachten forschend ihren Kommandanten.

Alle Arbeit wird auf Befehl Maders eingestellt.

Im Halbkreis umstehen ihn die Leute.

»Wir sind durch ein Elementarereignis in ein vielleicht zwei bis drei Jahrhunderttausende altes Wunder der Mutter Natur geraten. Ohne dieses Seebeben hätte vielleicht nie eines Menschen Fuß diese Stelle betreten.«

Schweigend und gespannt horchen die Leute.

»Die Strömung hat uns hier hineingetrieben. Wir müssen jetzt versuchen, zurückzufinden!«

Aller Augen haften an Maders Mund. Von den Wänden des Domes hallen die letzten Worte lauter wieder, als sie gesprochen wurden.

Obwohl unerschrocken, tapfer und sorgfältig ausgesucht, sind die Leute sich der gefährlichen Lage bewußt und in manches Auge kommt Angst. Auch das mutigste Herz schlägt schneller.

»Können wir auf dem Unterseewege unseren Ausweg nicht finden, so müssen wir versuchen, durch den Berg hindurch zu kommen. Ob dies möglich sein wird, kann ich jetzt nicht sagen. Versuchen müssen wir beides.«

Die Leute hören atemlos zu.

»Wenn uns diese Wege verschlossen sind – dann müssen wir uns in das Schicksal ergeben. – Noch ist es nicht so weit. – Die Luft ist klar und nicht ungesund. Verpflegung ist für sechs Wochen und noch länger vorhanden, wenn wir die Vorräte einteilen. Betriebsstoff für Licht haben wir genug, um auf Wochen die Akkumulatorenbatterien zu laden. – Und jetzt, alle Mann an Bord!«

In geordneter Ruhe ging der Einstieg vonstatten.
Als Letzter hantelte sich Mader die Steigleiter herunter.
Er blieb im Kommandoturm und begab sich zur Steuerungsanlage des Hauptruders.
Der Befehl zum Klarmachen erging.
Der Deckel zur Einsteiglücke schloß sich. Die Positionslaternen außen am Boot erloschen.
Der Rohölmotor begann auf langsame Fahrt zu arbeiten.
Der angeschlossene Elektromotor fing an zu brummen und zu surren, und der mittlerweile wieder in Stand gesetzte Unterseescheinwerfer warf knallend seinen Strahl ins schwarzgrüne Wasser, den Weg auf dreißig Fuß erhellend.
Im Kampf zwischen Licht und Finsternis siegte diese.
Mader starrte auf das durch die Sehschlitze geworfene Bild. Fast nichts war zu erkennen.
Langsam schob sich U.10 durch die Flut.
Mader ließ das Boot auf 12 Meter Tiefe herab.
Langsam, mit äußerster Vorsicht wurde gefahren.
Kein Mensch wagte, ein Wort zu sprechen.
Überall standen die Leute auf ihren Posten. Es ging ums Leben. Der Antriebsvorrichtung für das Tiefenruder ward besondere Aufmerksamkeit geschenkt.
In den Herzen und Hirnen der Besatzung arbeitet es fieberhaft.
Zurück wandern die Gedanken zur Kindheit, zum Elternhaus, zu Weib und Kind, zur Geliebten. Manch ein Schwur und Gelübde ward da im gepreßten Herzen laut, manche Bitte um Vergebung für ein erkanntes Unrecht rang sich aus dem Inneren.
Der Antriebsmotor singt jedem ein anderes Lied. Die erhitzte Phantasie läßt Rufe Angehöriger vernehmen. Man will Glocken, Straßenbahnen, Autohupen und alles Mögliche gehört haben.
Einer, der sich nie im Leben um Kinder gekümmert hat, Gustav Bender aus Altona, hört plötzlich Kinderlachen und Kinderstimmen.

Langsam schiebt sich U.10 durch die nachtdunklen Wassermassen.

Maders Augen brennen. Sein Kopf fängt an zu schmerzen.

Am Maschinentelegraph steht Marinefähnrich Ulitz.

Ulitz ist ein Jüngling von 21 Jahren. Immer lustig und zu allen möglichen Streichen aufgelegt. Er ist der Sohn einer unermeßlich reichen rheinländischen Großindustriellenwitwe.

Mit heller Stimme gibt er die Kommandos Maders nach dem Maschinenraum weiter.

Endlos scheint die Fahrt zu sein.

Der Maschinentelegraph arbeitet.

Mader befürchtet, daß er die Felswände anrennt. Sein Gehirn arbeitet krampfhaft.

Das Kommando »zurück« erschallt immer häufiger.

Das Schlimmste ist bis jetzt vermieden.

Auf allen Posten herrscht große Nervosität.

Obermaschinenmaat Möller ist ruhig und gibt die ihm zugerufenen Befehle mit klarer Stimme weiter.

Sein Häuschen in Stade fällt ihm plötzlich ein. Er sieht seine alte Mutter, die besorgt in dem kleinen Gemüsegarten umhergeht. Bei jeder Staude, jedem Beet, jedem Baum denkt sie an ihren Jung'. Nie hat er gemerkt, wie lieb er seine Mutter hat. Unwillkürlich werden seine Augen naß. Zornig und unwillig fährt er sich mit dem Handrücken darüber.

Die Gedanken Maders sind ganz von dem Suchen nach dem Ausweg gefangen. Er kämpft gegen andere Ideen an, die unwillkürlich in seinem Hirn aufsteigen. Fort damit! Menschenleben sind in Gefahr. Keine Sekunde darf er sein Sinnen Hertha von Zöbing weihen.

Immer noch sucht U.10 den Kanal, den Tunnel, durch den es in diese finstere Unterwelt getrieben worden ist.

Tastend fühlt sich das Boot vorwärts.

Man muß mindestens schon zwei- bis dreimal im See gekreist haben.

Die Mannschaften geben Signal um Signal, das vom Kommandantenturm kommt, weiter.

Bei den Motoren, in den Mannschaftslogis, bei den Reguliertanks und den Öltanks, überall horcht man auf die Befehle.

Möller beginnt einen alten Gassenhauer vor sich hinzusummen.

»Up de Reeperbahn
Dor is'n Ding passiert,
Dor hett ne olle Zeech
Mit ne Gans poussiert.«

Mader ruft Ulitz mit überlauter Stimme plötzlich ein Kommando zu.

Ulitz hat sich eben in Gedanken vorgestellt, wie er als erstickter Leichnam aussehen würde. Nein, ersticken möchte er nicht. Lieber vorher eine Kugel, solange noch die Kraft dazu vorhanden ist.

Steuerbord! Back! Back!

Schrill gehen die Klingelsignale.

Erschrocken hat Ulitz das Kommando gegeben.

Ein Knirschen und Reiben wird von Backbord außen hörbar.

Mader dreht langsam nach links. Das Knirschen hört auf.

Alles lauscht beklommen.

Die Mannschaften stecken ihre Köpfe zum Tiefensterraum hinein. Von hier aus bekommt man alle Nachrichten zuerst.

Kommando folgt auf Kommando. Mader hat jetzt den Ausweg entdeckt, einen breiten Tunnel mit langen Windungen, die Wände vom Wasser zerfressen.

Der Kompaß zeigt WSW.

Die Spannung im Boote ist aufs Höchste gestiegen.

Mader will noch keine Auskunft geben.

Vielleicht ist es ein anderer Weg.

Sein Auge leuchtet plötzlich auf.

Der Scheinwerferkegel ist länger geworden, das Wasser durchsichtiger.

Das Licht kommt von oben.

Das ist der Tag.

»Wir sind heraus!« schreit Mader Ulitz zu.

Im nächsten Augenblick geht der Ruf von Mund zu Mund. Die Spannung löst sich von den Gesichtern.

Willy Reimer, ein alter aktiver Diener, dem das Land nur auf acht bis zehn Tage, von Zeit zu Zeit, Vergnügen bieten kann, nimmt einen Schluck Wasser und vergißt vor Freude, das Achtelpfund Priem aus der rechten Backe zu nehmen.

Die Kommandos erfolgen seltener.

Bis auf zehn Meter Tiefe ist U.10 hochgegangen.

Mader will den Platz nicht verlassen. Ein großer Plan ist in seinem Kopfe gereift.

Er kennt jetzt den Weg und will ihn nochmals befahren.

Der alte Neptun wird helfen, und nun ist der Weg leichter zu finden.

Wieder taucht U.10 auf achtzehn Meter hinab.

Die Leute können es nicht glauben, daß ihr Kommandant nochmals in die Höhle zurück will.

»Wat sall dat?« fragt sich Möller.

Gewohnt, zu gehorchen, und im Vertrauen zu dem geliebten Führer, werden die Befehle ausgeführt.

Ganz langsam geht die Fahrt.

Zwölf Meter Tiefe.

Langsam tastend.

Die Einfahrt ist gefunden.

Die Positionslichter werden eingeschaltet.

Der große Scheinwerfer läßt seine Strahlenbündel durch die dunkle Flut gleiten.

Viel kürzer ist der Weg jetzt.

Periskop und die obere Positionslampe davor gehen hoch.

Beide brechen wie Streichhölzer plötzlich ab.

Die Ventile werden geschlossen.

Die Tauchtanks entleeren sich.

Das Boot steigt. Steht.

»Schröder!«

»Befehl – Herr Kapitänleutnant?«

»Schröder! Sie und Reimer bereiten Aluminium- und Weißphosphorfarbe. Dort, wo wir den Wasserspiegel wieder erreichen, über dem Ausgange des Unterseehohlkanals Zeichen machen! Groß! Mit Pfeil! Mehr Phosphor als Aluminium! Verstanden?!«

»Befehl, Herr Kapitänleutnant!«

Die Einsteigluker fallen zurück.

Die Positionslaternen bezeichnen den Platz, wo das Boot aus der Tiefe kam.

Schröder und Reimer ziehen das Faltboot hoch.

Der kleine Scheinwerfer spielt an der Rückwand des Felsens.

Mader behält einen senkrechten Spalt, der sich wie ein Hochgebirgskamm hinzieht, im Auge. Darunter ist der Tunnel.

Maxstadt wird in Taucherkleidung kommandiert. Schröder zurückbeordert.

Willy Reimer fährt mit einem anderen Matrosen auf den Spalt zu, auf dem der Scheinwerfer spielt.

Breite, weißleuchtende Pinselstriche ziehen sich an der feuchten Felswand herab.

Das große Beiboot ist flott. Schröder und Maxstadt in Taucherausrüstung, besteigen es mit der Taucherbegleitmannschaft. Das U-Boot dreht langsam bei. Die Luftpumpe beginnt zu arbeiten, der Sauger wird neben der Steuerungsanlage auf der Kommandobrücke klargelegt.

Reimer hat sein Malwerk vollendet. Die Farbe trocknet nur langsam auf der feuchten Wand. Der Strahl des Scheinwerfers wärmt die Stellen.

Das Beiboot hält an dem Spalt im Felsen. Das Wasser ist ruhig, und man zwängt den Bug des Bootes in den Spalt.

Die Luftpumpe für die Taucher arbeitet mit voller Kraft.

Schröder geht als erster in die Tiefe.

Alle Mann sind auf Deck und gespannt wartet man auf Schröders Signal zum Hochziehen.

Mader befiehlt, eine große leere Eisentonne auszupumpen und zu verlöten.

Schröder hat Signal gegeben und kommt hoch.

Nachdem ihm der Helm abgenommen, berichtet er:

»Zuerst fällt die Wand steil ab, dann folgen Einbuchtungen, und in vier Meter Tiefe kommt ein breites Plateau, ganz mit besonderer Muschelart bekrustet.« Schröder zeigt eine Muschel, die er losgebrochen.

»Unter dem Plateau beginnt der Tunnel. Messungen konnte ich nicht machen, da ein längeres Verweilen unten unmöglich war.«

Die Muschel hatte eine besondere Form. Sie sah wie eine ovale Frucht aus, war faustgroß und besaß in ihrem Innern zwei Kammern, jede von einem anders geformten Muscheltier bewohnt. Während in der kleineren Kammer die schleimigdicke Masse gelblich war, hatte die in der größeren eine grellrote Farbe.

Die aus der Eisentonne gefertigte provisorische Boje wurde mittels Ankerketten und Klemmen an der Felsspalte unter der bemalten Fläche fest verankert.

Jetzt kommt Maxstadt, der mittlerweile getaucht hatte, einen riesenhaften Seestern, der in allen Farben schillert und im Dunkeln am ganzen Körper phosphoresziert, in der Hand haltend, nach oben.

Kapitänleutnant Mader hat inzwischen Messungen veranstaltet und den Kompaß überprüft. Alles wird genau zu Papier gebracht.

U.10 taucht und findet diesmal seinen Weg leichter in die Außenwelt.

Im Marineministerium wurde hinter verschlossenen Türen verhandelt.

Mader stand vor dem Marineminister und Obersten Chef der Flotte.

Der Plan des Kapitänleutnants war gigantisch. Seit dreiviertel Jahren schon zogen sich die Verhandlungen ergebnislos hin.

Endlich hatte Mader es durchgesetzt, selbst gehört zu werden.

Man war über das persönlich Berichtete höchst erstaunt. Bis jetzt hatte es eine Kamarilla zu verhindern gewußt, daß der Kapitänleutnant persönlich seine Pläne darlegte.

Ein Konteradmiral mit einem großen technischen Stab begleitete U.10 und U.79 zum Golf von Genua.

Nachts auf hoher See, bei stürmischem Wetter, nahm Kapitänleutnant Mader den hohen Vorgesetzten nebst den Technikern an Bord von U.10.

Am folgenden Morgen erreichte U.10 den Golf von Genua und schlüpfte wie immer unter der Minenkette durch, schwamm den Wassertunnel entlang und hob sich im großen Dom an die Oberfläche.

Der Konteradmiral kam aus dem Staunen nicht heraus.

Mader hatte im verfloßenen Halbjahr eine Lichtleitung in dem großen Dom und den anschließenden Räumen legen lassen.

Die Kabel wurden an die Dynamos im U.10 angeschlossen.

Neun große Höhlen lagen in einer halbkreisförmigen Strecke von zwölf Kilometern Länge.

Auf dem Plateau hatte Mader eine kleine Reparaturwerkstätte eingerichtet.

Die Höhlen waren Wunder, wie nur die Natur sie zu schaffen vermag.

Alle hatten Namen oder Zahlen erhalten.

In Nummer 4 fiel ein großer Wasserfall zwanzig Meter in die Tiefe.

Durch die Höhlen 5, 6 und 7 ging ein reißender Bach von 7 bis 10 Meter Breite. Das Wasser war an manchen Stellen tief. Trinkbares, eisiges, keimfreies Quellwasser.

In Höhle 8 gab es drei heiße Springquellen, die in Zeitabständen von genau sechs Minuten dicke, heiße Wasserstrahlen bis zu neun Metern hochschleuderten.

Sechs U-Boote folgten Mader, zwei Monate nach der Besichtigung durch den Konteradmiral, nach dem Mittelmeer.

Mit jedem U-Boot fuhr Mader in die Höhle, die Kommandanten genau in der Fahrtrinne unterweisend.

Jedes der U-Boote barg große Mengen von Maschinenteilen und Baumaterialien und war mit einer Anzahl von Arbeitern bemannt.

Ungeheure Vorräte an Lebensmitteln wurden mitgeführt.

Die Arbeiter entluden im Verein mit der Mannschaft die Boote. Alle Boote kehrten den Weg ins Freie zurück, und als letztes fuhr Kapitänleutnant Mader sein U.10 in die Höhle, nachdem er das sechste Boot sicher ins Freie gelotst hatte.

U.10 brachte einzelne Möbelstücke und sogar drei Lebewesen. Maders Foxterrierhündin »Nelly«, Möllers Kanarienvogel und – eine Milchziege.

Noch vor seiner letzten Ausreise hatte Mader Hertha von Zöbing, seine Verlobte, aufgesucht und ihr erklärt, daß er vor Kriegsende nicht mehr auf Urlaub käme. Hoffentlich werde das Völkerringen bald ein Ende nehmen.

Hertha saß ihm gegenüber und sprach nichts. Ihre Augen blickten weit geöffnet mit fragendem Ausdruck auf ihren Verlobten. Sie wollte keine neue Auseinandersetzung. Fast ein Jahr hatte sie ihn nicht mehr gesehen und in Furcht gelebt, wenn die Nachrichten länger als gewöhnlich ausblieben.

Sie konnte und wollte nicht begreifen, daß Millionen von Menschen aufeinandergehetzt wurden, sich mit den schrecklichsten Mordinstrumenten töteten oder zu Krüppeln machten.

Sie hatte weder jetzt Umgang mit den sogenannten Volksbeglückern, die seit Jahren von einer Weltverbrüderung schrieben, noch hatte sie je mit diesen Leuten zu tun gehabt.

Ihr gesunder Sinn sagte ihr, daß es doch einen menschlicheren Weg geben müsse, um internationale Gegensätze oder Konflikte zu regeln.

Niemals dachte sie weiter, oder besser gesagt, tiefer, und immer sah sie nur die zeitlichen Folgen des Völkerringens. Sie beteiligte sich auch nicht an den Siegesfeiern, da ihr die unendlichen Qualen der Verwundeten und Vermißten vor Augen waren. Sie sah die Lazarettzüge von ihrem Fenster aus, wie sie vom Westen kommend, in den Bahnhof einfuhren.

Die besonders gekennzeichneten Feldpostwaggons hatten etwas Grauenhaftes für sie. Wie viele Unglücksnachrichten bargen diese schwarzen Riesenbriefkästen auf Rädern. In ein, zwei, drei Tagen haben Mütter, Bräute, Kinder die Nachricht von der Verwundung, Verkrüppelung oder vom

Tode ihrer Nächsten. »Gefangen« steht in manchem dieser Unglücksschreiben, oder was noch tausendmal schlimmer ist: »Vermißt!« Diese peinigende Ungewißheit. Dieses Krebsgeschwür der Hoffnung, das tausendmal täglich das Herz zerreißt.

»Hertha! Hertha! – warum siehst du mich so starr an? Wo sind deine Gedanken wieder?« Zärtlich strich Mader die Hand seiner Braut.

»Wie lange soll das noch dauern, Eugen? Wann hört dieser entsetzliche Krieg auf?«

»Hertha, warum grübelst du über diese Dinge nach? Uns gilt es, das Vaterland zu verteidigen.«

»Das sagen die anderen auch. – Auch sie haben ihr Vaterland zu verteidigen. Wo bleibt die Kultur?«

»Hertha, nur kurze Stunden sind mir an deiner Seite gegönnt. Denk' zurück an die glücklichen Stunden von früher.«

»Ich kann meine Gedanken nicht so leicht meistern.« Sie sieht ihn lange an. »Wie glücklich bin ich, daß du nur ein Werkboot befehlighst, daß du keine Mordkommandos geben kannst!«

Er strich ihr leise über die Hand.

»Weißt du, Eugen, ich könnte dich nicht mehr lieben, wenn ich wüßte, daß du Boote mit unschuldigen Menschen versenkst.«

»Hertha, laß uns von anderen Dingen sprechen.«

»Ich kann nicht dagegen an, solange dieser furchtbare Krieg noch dauert.«

»Die große Turbine abstellen. – Es ist Ostersonnabend. Der Nachmittag soll dienst- und arbeitsfrei sein.«

Der kleine Fähnrich Ullitz ist inzwischen zum Marineleutnant befördert worden. Er lacht übers ganze Gesicht und gibt am Telefon den Befehl weiter.

Nach einigen Minuten hört das Surren der Maschinen auf.

Die Arbeiter haben die Riemen auf die Leerscheiben gestoßen und die Transmission dreht sich langsamer und langsamer. Die Treibriemen werden von den Drehscheiben gestoßen und hängen schwingend und schlapp. Aus den Schmierlöchern tropft langsam das schwarze Öl.

Immer ruhiger wird es.

Spiralförmig hängen zitternd die Späne von den Egalisierdrehbänken.

Ein allgemeines Reinigen der Maschinen beginnt. Die Fräs- und Drehmesser werden losgeschraubt. Die Spiralbohrer aus den amerikanischen Backenköpfen genommen und aufgehoben.

.

Neun Monate sind seit der Einfahrt von U.10 in die Höhle vergangen.

Im Dom 1, der Madersee genannt, waren weit über zwanzig Exzellobogenlampen an der Decke angebracht. Wandarme mit großen 5000 Kerzen starken Glühlampen erhellten das Plateau im Hintergrund. Das Licht der Bogenlampen spiegelte sich im Madersee und beleuchtete zehn U-Boote, die teils zur Reparatur, teils zur Aufnahme von Munition und Ladung eingefahren waren.

Neben dem Plateau rückwärts war ein Trockendock. Ein Boot lag im Dock, während daneben auf Hellingen Spanten und Kiel zu einem Miniatur-Unterseeboot in Arbeit waren.

Zwei Riesenscheinwerfer mit zweizolldicken Kohlen warfen taghelle Strahlen von der Decke auf den Wasserspiegel zur

Tunnelausfahrt. Direkt über der Wasseroberfläche war ein dritter Scheinwerfer, der das Wasser bis auf dreißig Fuß Tiefe erleuchtete.

Unten an dem Muschelplateau waren von den Tauchern biegungsfähige Gleitvorrichtungen angebracht, die eine Beschädigung der ausfahrenden U-Boote verhinderten.

Längs den Wänden am Plateau im Maderseedom befanden sich die Bureaus und Lagerräume für Ersatzteile der auszubessernden U-Boote.

Im Dom 2 hatte sich wenig verändert. Die wunderbaren Tropfsteingebilde sollten erhalten bleiben. Nur Wege waren geschlagen und zwei Schmalspurmaschinengleise liefen quer durch diesen Dom.

Dom 3 hatte sich in eine große Maschinenhalle verwandelt.

Drehbänke, Fräsmaschinen, Schneide-, Bolzen-, Nieten- und Stiftenmaschinen standen in regelmäßigen Reihen. Pendellampen hingen über jeder Maschine, außer den in reichlicher Zahl an der Decke angebrachten Bogenlampen.

Rückwärts, beim Ausgang zum Dom 3 standen zwei große Elektromotoren, die die Transmissionen links und rechts vom Dom durch breite Treibriemen in Bewegung setzten.

Dom 4 war auch zum Teil eine Schlosser- und Schmiedewerkstatt. In einem gesonderten Teile war eine Gießerei errichtet, sowie die Abteilung für Schweißmaschinen und Sauerstoffgebläse. Auch hier liefen die Schienenstränge entlang.

Holzbearbeitungsmaschinen, wie Gatter-, Kreis- und Bandsägen, Fräs-, Hobel- und Falzmaschinen standen rechter Hand von dem Fluß in Dom 5, während links davon am großen Wasserfall die Turbinenanlage angebracht war, die sämtlichen Maschinen in der Felsenhöhlenstadt als Antriebskraft diente.

Weiter rückwärts speisten Motore große Dynamos, die zur Herstellung der elektrischen Kraft und für die Beleuchtungsanlage dienten.

Dom 6 war in zwei Teile geteilt. Hier waren die Speisesäle und der allgemeine Aufenthaltsraum errichtet. Eine Abteilung diente als Magazin und Lagerraum. Abteil 2 enthielt die große elektrische Küche.

Nummer 7 umfaßte die Schlafräume für Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften.

Im Mannschaftsschlafräum standen Holzbetten in Reih und Glied. Die Riesenhalle besaß im Mannschaftslogis zwei Reihen zu 45 Doppelbetten, wie in den Schiffskabinen, also Raum für 180 Mann. Außerdem waren 100 Hängematten an den Felswänden entlang aufgespannt.

Jeder Mann hatte seinen eigenen, verschließbaren Schrank mit einem Ausziehbrett unten wie oben, um Bücher, Wassergläser und sonstige Dinge dort abzulegen. Über jedem Bett befand sich eine Glühlampe.

Die Offiziere besaßen jeder ein Abteil für sich. Darin waren Waschvorrichtungen mit kaltem und (von den heißen Quellen) warmem Wasser angebracht.

Die Unteroffiziere bewohnten zu viert ein eigenes Abteil.

Ganz im Hintergrund war ein großer Raum, den Schustern, Schneidern und dem Friseur eingeräumt.

Dom 8 diente als Badeanstalt mit Wannen-, Schwimm-, sowie Dampf- und Heißluftbädern.

Die heißen Quellen waren zum Teil in Röhrenleitungen abgefangen und den Offiziersschlafräumen und der Küche zugeleitet worden.

Im rückwärtigen Teile von Dom 8 war ein Lazarett mit zwanzig Betten hergerichtet worden. Auch Ordinationszimmer und Operationssaal befanden sich dort.

Die letzte und allergrößte Höhle, die ungefähr 650 Meter lang und gegen 400 Meter breit war, diente als Sportplatz. Für Fußballspiele waren zwei regelrechte Tore vorhanden.

Auch einen Tennisplatz gab es in dieser Höhle und einige Kegelbahnen.

Interessant war, daß das vom Wasserfall und der Quelle gespeiste Flößchen durch fünf Höhlen lief und dann unter